

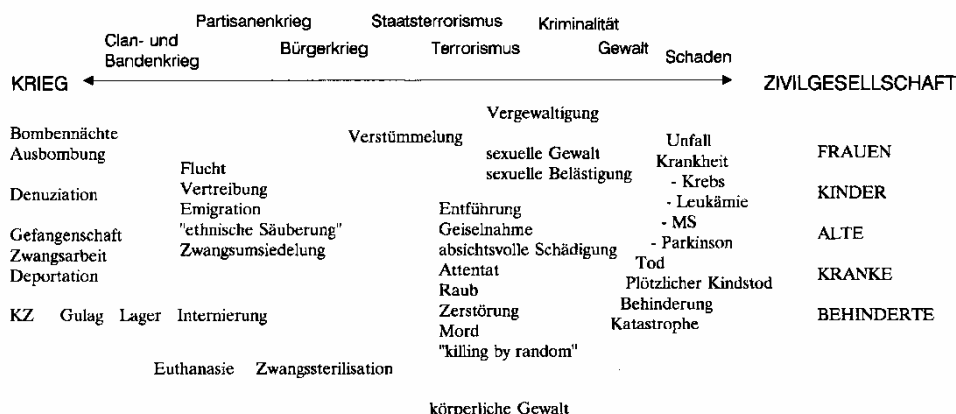
Halt verlieren, Halt geben, Halt finden - Erfahrungen aus der Krisen- und Katastrophenforschung

Wolf R. Dombrowsky

Täglich umbranden uns Bilder von Menschen, die den Halt verlieren – buchstäblich, durch Unfälle und Katastrophen, aber auch durch Kriege, Anschläge oder Verbrechen. Und im übertragenen Sinne verlieren täglich Menschen ihren Halt, durch Krankheit, Tod, Scheidung, Arbeitslosigkeit, Süchte oder all die anderen Unbilden, die das Steuer des eigenen Lebens aus der Hand reißen. Jeder von uns weiß davon, niemand ist davor gefeit. Von einer Sekunde zur anderen kann es um uns geschehen, oder ganz langsam, schleichend, bis wir nicht mehr wissen, wie wir uns und unseren Schein aufrechterhalten können. Dann braucht es Anderer, Menschen, die Halt geben können, damit neuer Halt gefunden werden kann.

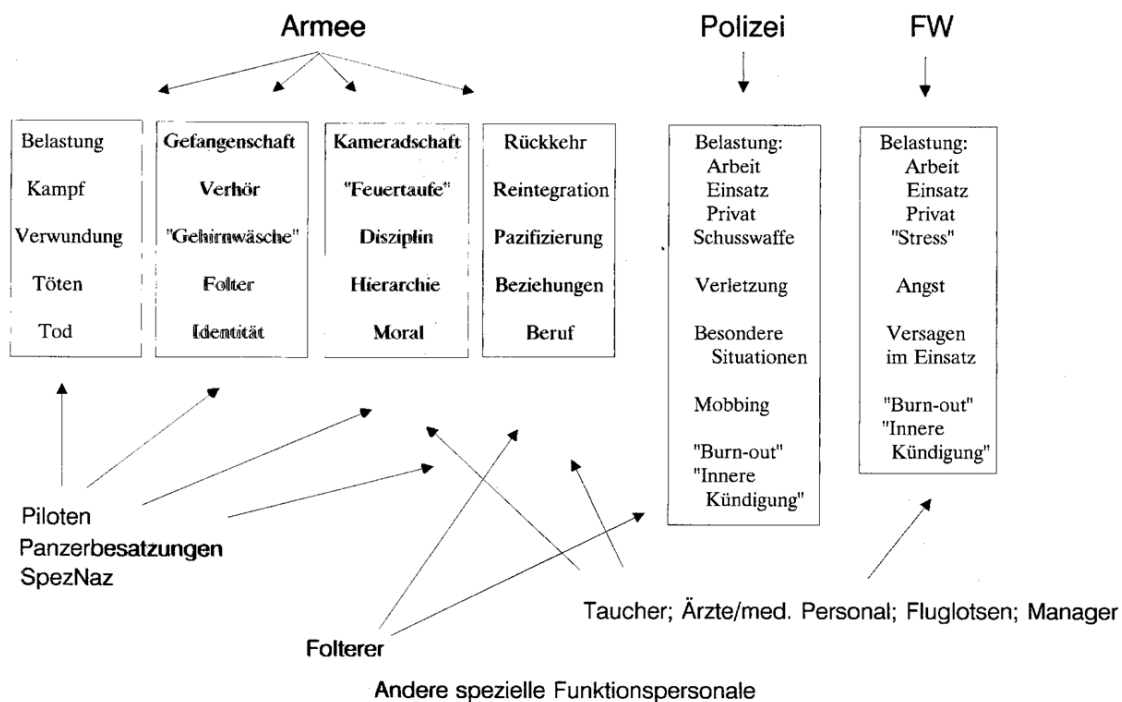
Damit wäre der Bogen geschlagen: Von Ihnen, die Sie im weitesten Sinne den „helfenden Berufen“ zugerechnet werden können, zu mir, der sich von Berufs wegen damit befasst, wie Menschen mit äußersten Extremsituationen umgehen. Tatsächlich sind unsere gemeinsamen Schnittmengen groß, auch wenn sich anfangs bezweifeln lässt, dass Krisen- und Katastrophenforschung mit Psychoonkologie fruchtbar verbunden werden können. Aus meiner Warte ist es möglich, sogar nötig, um aus einer ganz anderen Perspektive kenntlich zu machen, wie wirkmächtig die Instrumente des „Halt-Gebens“ sind, aber gerade deshalb auch wie gefährlich sie sein können und welche Verantwortung daraus erwächst, sobald man sie handhabt.

Um diese Doppelgestaltigkeit, man könnte auch sagen: „dual-use“-Problematik, in aller Schärfe nachvollziehbar darzustellen, möchte ich Sie provozieren – milde zwar, denn ich will Sie nicht verprellen, sondern argumentativ gewinnen, aber doch so, wie es der Wortsinn meint: Etwas hervorrufen, zum Klingen bringen. Die Übersicht zeigt, woraus sich meine Folgerungen speisen:



Oben rechts findet sich die „Zivilgesellschaft“ als historisch relativ junges Ergebnis langwieriger und in sich selbst durchaus grausamer und schmerzhafter Durchsetzungsprozesse hin zu Verfriedlichungsformen, denen wir heute gern universelle Gültigkeit verliehen. Norbert Elias (1939) hat diesen Prozess der Zivilisation wunderbar beschrieben, Michel Foucault (1976; 1973) arbeitete zentrale Aspekte seiner Grausamkeiten heraus, insbesondere die strukturell gleichartigen Funktionen von Waisenhaus, Arbeitshaus, Gefängnis, Psychiatrie, Klinik und Militär. Ganz links, sozusagen als Antipoden, sehen Sie „Krieg“ als zusammenfassenden, inzwischen aber nicht mehr ganz treffsicheren Sammel- und Oberbegriff für alles Barbarisierende, Verheerende. Auf dem Wege dahin finden sich dann die Stufen der Verrohung, die sich auch als Formen der Abweichung vom Ideal des Zivilisierten beschreiben ließen und die allesamt Handlungen der Gewaltausübung einschließen. Die Adressaten solcher Gewaltausübung sind überall auf der Welt, selbst noch in unserer eigenen Gesellschaft, vorwiegend Frauen, Kinder, Alte, Kranke und Behinderte. Insofern ist die Angst, Opfer von Gewalt zu werden, in diesen Gruppen besonders groß.

Meine zweite Auflistung zeigt spezielle Funktionspersonale, für die Extremsituationen qua Beruf Alltag sind. Je nach Einsatzerfordernis werden sie darauf trainiert, sie aushalten und so überstehen zu können, dass die Auftragserfüllung davon möglichst nicht oder nur gering beeinflusst wird. Die dabei erzielbaren physischen und psychischen Fähigkeiten sind beeindruckend. So lernen Taucher, ihre reflexhafte Körperlichkeit nicht nur zu beherrschen, sondern sogar zu steuern; Piloten lernen, noch bei G-Kräften handlungsfähig zu bleiben, bei denen Untrainierte längst das Bewusstsein verlieren. Gerade in den Extrembereichen zeigt sich die große Plastizität unserer menschlichen Physis, aber noch weit stärker die der Psyche.



Der Mensch vermag es, Hunger, Durst, Kälte und Hitze, aber auch Entbehrung und Unterdrückung, ja selbst großen Schmerz bis hin zur Folter auszuhalten und zu überstehen. Allerdings ist dabei weniger beeindruckend, wieviel er von alledem auszuhalten vermag, als vielmehr, unter welchen Rahmenbedingungen er es vermag. All unsere Erkenntnisse zeigen nämlich, dass die menschliche Aus- und Durchhaltefähigkeit an Moral und Beziehung gekoppelt sein muss – oder anders herum, dass sie ohne Moral und ohne Beziehung ganz schnell zusammenbrechen oder jeder Steuerbarkeit entraten.

Früh schon fanden Anna Freud und Dorothy Burlingham (1987) heraus, dass Kinder die Belastungen des Krieges psychisch gesund überstanden, wenn sie sich ihrer Eltern oder anderer, für sie bedeutsamer Bezugspersonen sicher sein konnten, während jene Kinder, die allein gelassen wurden und sich entsprechend verlassen fühlten, sehr schnell Belastungsreaktionen ausprägten. Zu ganz ähnlichen Ergebnissen kam das Ehepaar Glueck (1970) bei seinen Versuchen, die Karrierewege von Jugendlichen in Problemvierteln vorhersagen zu wollen. Nur ganz wenige Variablen waren demnach dafür ausschlaggebend, ob ein Jugendlicher in ein geordnetes Leben findet oder kriminell wird. John Laub und Robert Sampson (2006) konnten die Signifikanz der Glueck'schen „Prognosetafeln“ in einer aufwändigen Nachuntersuchung bestätigen: Sie machten noch 230 des Glueck'schen Delinquenten-Panels ausfindig. 52 der damals über 70jährigen ließen sich interviewen. Einige bekannten, tatsächlich kriminelle Karrieren hinter sich zu haben. Als wirksame Wegmarken in ein halbwegs bürgerliches Leben nannten sie: Feste Arbeit, Ehe, Kriegserfahrungen (Europa; Korea), Wegzug aus problematischen Nachbarschaften und positive Einflüsse in Erziehungsheimen. Interessanterweise decken sich diese Ergebnisse mit denen von Emmy E. Werner (1971), die ab den 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts Longitudinalstudien von der pränatalen Phase bis zum 10. und bei einem Subsample bis zum 30. Lebensjahr durchführte, um festzustellen, welche Lebenseinflüsse mit welchem Entwicklungsverlauf korrelieren. Emmy Werner verdanken wir den Resilienzansatz im Sinne einer autonomen Form menschlicher Unverwundlichkeit trotz extrem beeinträchtigender Lebensbedingungen.

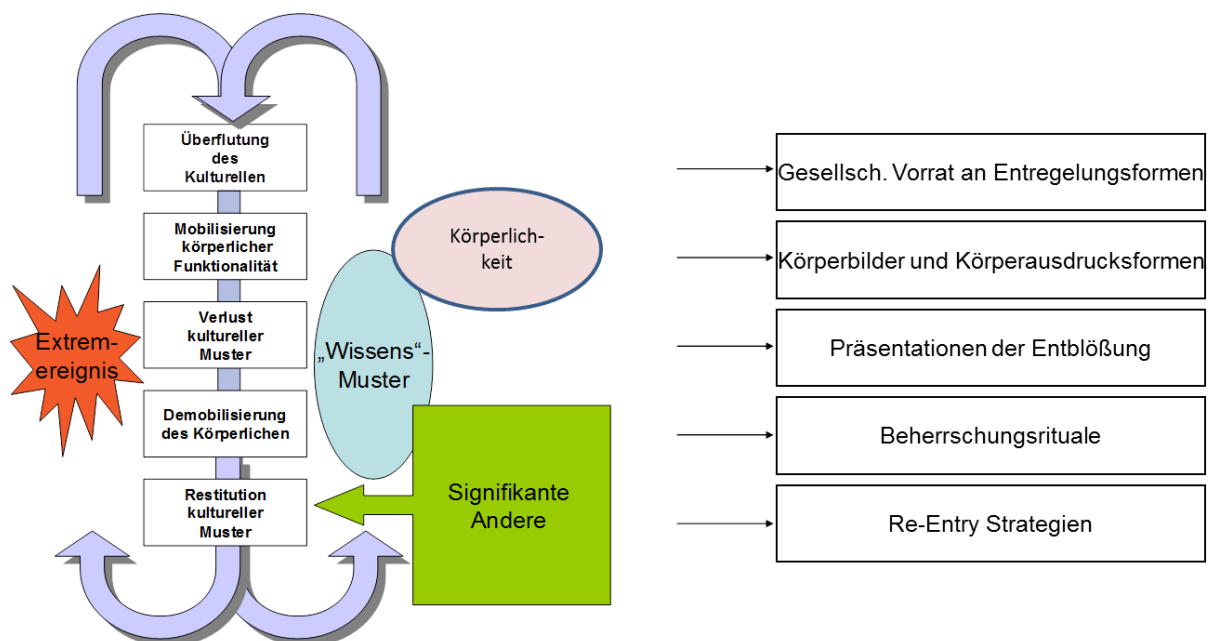
Fasst man die wissenschaftlichen Ergebnisse zusammen, so zeigt sich, dass nur sehr wenige Menschen allein, sozusagen aus der ureigenen Resilienzquelle heraus, extreme Belastungssituationen „gesund“ überstehen können. Für die überwiegende Mehrheit dagegen gilt, dass sie ihren inneren Halt verlieren, wenn sie ihre Beziehungen verlieren und sich ihre Moral aufzulösen beginnt. Der Begriff der „Beziehung“ ist in diesem Zusammenhang relativ unproblematisch. George Herbert Mead (1968) definierte ihn über die Figur der „signifikanten Anderen“, also jener Menschen, die uns besonders wichtig sind und an denen wir Maß nehmen. Durch ihre Spiegelung gewinnen wir unsere eigenen Haltungen, kognitiv wie emotional, vor allem aber in einem sehr weit gefassten Verständnis von „moralisch“. Die Werturteile und Bewertungen unserer signifikanten Anderen werden zur Referenz, also zum eigenen Maß. Aus dieser Perspektive wird dann verständlich, warum eine so entstandene individuelle Moral auch ganz furchtbar sein kann, beispielsweise als „Korpsgeist“ bei Einsatzkräften, die sich gegenseitig decken, oder schlimmer, bei Folterern, die sich wechselseitig eine Binnenmoral verleihen, durch die sie ihr Tun legitimieren.

Ganz problematisch ist hingegen der Begriff der psychischen Gesundheit, dessen Gebrauch nicht dazu verführen soll, in ihm eine unhistorische, statische Größe zu sehen. Selbst stabile,

aus sich resiliente Menschen bleiben von extremen Ereignissen weder unberührt noch unverändert. Die Vorstellung, man könne nach einem extremen Ereignis zur „Normalität“ zurückkehren, als verfüge der Mensch, ähnlich einem Computer, über eine Reset-Taste, ist schlichtweg irrig. Es gibt kein „Zurück“, letztlich gibt es auch keine „Normalität“, sondern nur fortwährende Transformationen unterschiedlicher Rapidität und Radikalität. Als Normalität bezeichnen wir nur jene Transformationen, mit denen wir gewohnheitsmäßig und alltäglich umgehen und die uns aufgrund ihrer leisen Sukzessivität nicht auffallen. Erst die Transformationen die auffallen, oder die durch besondere Rapidität und Radikalität spürbar werden, stellen vor Herausforderungen, oder werden als Krise erlebt, sofern ein umstandsloses Handhaben nicht gelingt.

So gesehen könnte man „Katastrophe“ als vorläufigen Endpunkt jener Transformationen bezeichnen, die nicht mehr in den Bereich der eigenen Behandlungskompetenz integriert werden können. Die Transformationen geraten außer Kontrolle; der Handelnde erlebt seinen Kontrollverlust. Alles, was er versucht, zeitigt kein gewünschtes Ergebnis. Das intentionale Handeln und die darauf zielende Objektwelt entkoppeln. Der Handelnde stürzt dadurch in eine sein Selbstverständnis zutiefst kränkende, im Extrem sogar seine Identität zerstörende Beziehungskrise, weil seine Objektwelt eigensinnig und sein eigenes Handeln sinnlos werden. Bleibt der Handelnde in diesem Sinne „nicht anschlussfähig“ erfährt er sich als „exkludiert“, als Ausgeschlossener in einer Welt, die ehemals *seine* war. Derartige Erfahrungen gehen weit über das Gefühl von Souveränitätsverlust hinaus; oftmals stellen sich multiple Regressionen oder psychopathologische Reaktionen ein, die dann als posttraumatische Belastungsstörungen behandelt werden müssen.

Betrachtet man näher, wie auf Extremsituationen reagiert wird, so lassen sich transkulturelle Abläufe erkennen, zugleich aber auch kulturspezifische Überformungen. Immer und überall gleich reagiert der Körper. Man könnte sagen, dass im ersten Moment alles Kulturelle vom Körperlichen überflutet wird:



Dennoch ist eine solche Formulierung höchst missverständlich, weil es „das“ Körperliche nicht gibt. Insbesondere dessen „starke“ Impulse wie Sexualität, Durst, Hunger, aber auch Angst (vgl. Delumeau 1985) oder Schmerz, sind kulturell durchformt und somit selbst eine kulturelle Hervorbringung auf einer naturalen (Rest-)Basis. Von daher bricht zu allen Zeiten und an allen Orten ein anderes Verhalten hervor. Es entzieht sich aber keineswegs der Analyse, auch nicht der Vergleichbarkeit, doch bedarf es der Kontexte, um davor bewahrt zu bleiben, dieses Verhalten als ahistorische Konstante menschlicher Biologie misszuverstehen. Dies gilt nochmals zugespitzt für Extremsituationen, unbeschadet, ob sie objektiv gegeben oder nur subjektiv so wahrgenommen werden. „Extremes“ lässt sich unmöglich ohne Affekt- und Phantasiegeladenheit, rein über „Wissen“ wahrnehmen und verarbeiten.

Norbert Elias (1987) hat mit seiner Interpretation des Fischers im Mahlstrom die menschliche Fähigkeit zur Distanzierung in den Mittelpunkt gerückt. Situative Distanzierungsfähigkeit bedeutet, durch Beobachtung bei gleichzeitiger Selbstbeobachtung zugleich Einsicht in die äußeren („objektiven“) Wirkbedingungen und in sein eigenes („subjektives“) Erleben erlangen zu können. Indem sich der Fischer im Mahlstrom gleichsam von Außen selbst beobachtet (also eine distanzierte Position zu seinem „Schicksal“ einnimmt), erkennt er dadurch Struktur und Richtung des Ereignisflusses. Er kann nun absehen, dass sein Boot, an das er sich vor Angst klammerte, unweigerlich in den Strudel gezogen wird. Um zu überleben, muss er doppelt loslassen: seine Angst und das Boot. Der von Elias propagierte Königsweg der Distanzierung verdeutlicht idealtypisch, dass unangemessenes Verhalten aus der Dominanz von Affekt- und Phantasiegeladenheit über Selbst- und Prozesskontrolle entsteht, doch gilt dies generell für jede Situation. Um überhaupt Kontrolle über äußere Prozesse erlangen zu können, muss man dies auch wollen, und um dies wollen zu können, bedarf es der gesellschaftlichen Bedingungen, in und durch die dies möglich ist.

Distanzierungsfähigkeit resultiert nicht nur aus dem Willen und dem Vermögen zur Selbstkontrolle, sondern auch aus dem Glauben an die Möglichkeit zur Kontrolle beider, des Selbst wie der Situation. Wer nicht an Selbstkontrolle glaubt, wird es auch nicht wollen und nicht versuchen; wer nicht an Prozesskontrolle glaubt, wird sich unentrinnbar als Opfer „der“ Verhältnisse oder übermächtiger Anderer fühlen und im Mahlstrom gefangen bleiben. Von daher muss jeder Handelnde als ein Ensemble von zahlreichen Mischungsverhältnissen aus (affektgeladenem) „Wissen“, aus situativen Affektaufladungen und aus situativen Beimengungen angesehen werden, wobei sich die Affektaufladung aus drei Quellen speist: Erstens den situativen Ängsten, zweitens den interaktiven Ängsten und drittens den inkorporierten Affektbeimengungen des verfügbaren Wissens (weil kein Wissen frei von „Beimengungen“ ist, wie der Vergleich der Bibel mit einer Enzyklopädie deutlich macht).

Von daher wohnt jedem kulturellen Artefakt eine spezifische affektuelle Beimischung inne (z. B. einem Auto eine andere als einem Kernkraftwerk), die ebenso spezifische Ängste auszulösen vermag. Jede Angst wiederum bewirkt eine eigene „Destruktionsschleife“; in ihrer Gesamtwirkung ergibt sich ein Zyklus aus Kulturüberflutung durch überwältigende Affekte und danach eine Restituierung des Kulturellen. Die Schleife zeigt die in jeder Kultur einsetzende physische Reaktion auf Extremereignisse: Gemeinhin bewirken sie eine Art Überflutung der alltäglichen, als „normal“, „stabil“ und „verlässlich“ empfundenen kulturellen „Muster“. Als Muster lassen sich Abläufe, Verhaltensweisen, Umgangsformen,

Kenntnisse und Fertigkeiten beschreiben, aber auch Funktionalität von und Verfügbarkeit über Einrichtungen, Dienste und Leistungen (z. B. Verkehrsmittel, Elektrizität, Wasser, Müll etc.). Insofern lösen bestimmte Wahrnehmungen (auch Schreck oder Angst) ein Wechselspiel zwischen körperlicher Mobilisierung und kultureller Musterreduktion aus. Je weniger eingelebte Kulturmuster greifen, desto stärker mobilisiert der so entblößte Körper seine eigene (biologische) Funktionalität (Ungerer/Morgenroth 2001). Da jedoch die Extremereignisse der technisch-industriellen Welt nur noch marginal mit dem Sensorium des physischen Apparates detektiert und mittels körperlicher Fähigkeiten bemeistert werden können, sondern letztlich nur mit den Mitteln der Zivilisation selbst, erwachsen die Chancen auf Rettendes immer stärker dem Vermögen, die biologischen Reaktionsformen (Adrenalin, Noradrenalin, Beta-Blocker etc.) überwinden und die kulturellen Muster so schnell wie möglich restituieren zu können.

Die Pfeile neben den beiden Regelkreisen zielen auf einen spezifischen Regulierungsbedarf, der sich in Form langfristiger Sozialisationsprozesse als „Kulturmuster“ herausgebildet hat. Diese Kulturmuster bilden zusammen unser „Wissen“, das darüber mitentscheidet, welcher Regelkreis zur Durchsetzung gelangen kann: So verfügt jede Kultur über „Vorräte an Entregelungsformen“ (z. B. Alkohol und andere Drogen, Partyspiele etc.), so gibt es Vorlagen, nach denen wir unseren Körper formen (Schlankheits- oder Jugendideal) und auf deren Grundlage ein „Körperbewusstsein“ ausgebildet wird, das „Körper“ und den Umgang mit Körperlichem definiert. Alle Kulturen formen ihre kindlichen, männlichen und weiblichen Körper höchst unterschiedlich, wie sie ebenso unterschiedliche Ausdrucks- und Inszenierungsformen entwickelt haben, um den Körper zu präsentieren und einsetzen oder Gefühle und Affekte zulassen oder verbieten. Ebenso formuliert jede Kultur mehr oder weniger verbindliche Vorschriften darüber, wie man sich zu präsentieren hat, was „schicklich“ oder „unschicklich“ ist (was insbesondere für „Nacktheit“ und „Geschlecht“ gilt). Die Fragen, auf welche kulturellen Muster in welcher Extremsituation Verlass ist oder welche Kulturmuster „rettender“ sind als andere, beantwortet nicht nur die Erfahrung durch Extremsituationen, sondern auch die durch „signifikante Andere“ (Eltern, Freunde, Lehrer etc.) kollektiv vermittelten Traditionen. Allerdings zeigt die Katastrophenforschung, dass in modernen, mobilen Gesellschaften diese Traditionen immer schneller verloren gehen, sodass immer weniger Menschen wissen, wie sie sich auch in Extremsituationen verhalten sollten.

Nunmehr komme ich, nach so viel Vorlauf und Erklärungen, zu meiner milden Provokation. Sie alle sind Funktionsträger im Räderwerk arbeitsteiliger Getriebe. Unter den Zwängen von Wirtschaftlichkeit wandeln sich auch die interaktiven Vollzüge sukzessive in administrierte Prozesse mit dem Ziel der Standardisierung. Weder die „Agenten“ noch die „Kunden“ dieser Prozesse entgehen diesem Mahlstrom und ihre Versuche, sich davon zu distanzieren, werden, jeweils aus unterschiedlichen Blick- und Beurteilungswinkeln, als „Störungen“ empfunden. Doch erst durch die Einordnung in Richtung „Störung“ wird aus der unvermeidlichen Dichotomisierung der Arbeitsteilung in Spezialisten auf der einen und Laien auf der anderen Seite eine politisierende Unterscheidung in Proponenten und Opponenten. Kein Wunder, dass in manchen Alters- und Pflegeheimen Fluktuation und Absentismus beim Personal sowie Gewalthandlungen gegenüber Bewohnern zunehmen. Eigentlich jedoch erforderte der strikte Effizienzkurs immer intensivere Kommunikationsleistungen, um die Zumutungen der

Unterordnung unter eine störungsfreie Prozesshaftigkeit verstehen und aushalten zu können. Gerade dafür aber ist keine Zeit und so treffen laisierte „Kunden“ auf „Agenten“ von Vollzügen, die sie nicht kennen und deswegen nicht durchschauen können. Aufgrund ihrer Laisierung verfügen die Kunden sachlogisch über keinerlei Selbst- und Prozesskontrolle, so dass ganz zwangsläufig die Affekt- und Phantasiegeladenheit Bestandteil des zu bewältigenden Prozesses wird.

An dieser Stelle beginnt die eigentliche Provokation: Sie erwächst der strukturellen Ähnlichkeit der äußeren Bedingungen, die Menschen ihren Halt verlieren lassen. Ich werde Ihnen diese strukturelle Ähnlichkeit am widerwärtigsten Bereich meiner Forschungen, an der Folter, zumindest ansatzweise darstellen. Wenn man erkennen will, wie sich „Halt“ und damit auch „Haltung“ entziehen, sogar zerstören lassen, dann darf man vor der Folter nicht die Augen verschließen. Sie bezieht ihre Wirksamkeit aus dem totalen Entzug der schützenden Schichten. Dies sind, ganz buchstäblich, unsere Kleidungsstücke, unsere Behausung, sodann, im übertragenen Sinne, unsere Beziehungen und schließlich unsere Überzeugungen. Sie alle werden genommen. Nackt und mutterseelenallein befindet sich der Delinquent an einem unbekanntem (oder bekannten, dafür aber gänzlich angstbesetzten) Ort, ohne Kontakte, ohne Schutz, ohne Halt. Essens- und Schlafentzug, Isolation, Störung der biologischen Rhythmen, Demütigungen, entwürdigende Bedürfnisverrichtung und systematische Desinformation – z.B. dass die Ehefrau schon einen Neuen habe – lösen langsam aber sicher die Identität auf. Dem Verlust des äußeren Halts folgt alsbald der Verlust des inneren Halts. Die Auflösung wird sehr genau beobachtet, um erkennen zu können, ob und woran noch Halt gefunden wird, damit genau an diesen Reserven zerstörend angesetzt werden kann.

Was verändert sich nun, wenn man den strukturellen Rahmen unverändert lässt und „nur“ die Agenten (im Sinne von „Handelnden“) austauscht? Man befrage einmal Personen, die einem durchschnittlichen Rettungsdienst anheimfielen. Die meisten sind zutiefst geschockt und lange Zeit verunsichert. Wie sprachlos an ihnen hantiert, wie ein Zugang gelegt, wie ihnen zu Leibe gerückt wurde und wie sie verfrachtet und an Geräte angeschlossen und keines Blickes gewürdigt wurden. Ähnlich ergeht es jenen, die zum ersten Male in ein Krankenhaus eingeliefert und dort zu einem „Werkstück“ eines Ablaufes werden, den sie nicht kennen, der ihnen nicht erklärt wird und der ihnen Unbehagen, manchmal sogar Angst einjagt. Man muss sich entkleiden, bekommt ein demütigendes Hemdchen an, darf sein Telefon nicht mehr nutzen und wird ins Bett gesteckt wie ein unmündiges Kind. Wüsste man nicht, dass es ein Krankenhaus ist, von dem man sich Heilung verspricht, könnte die strukturelle Ähnlichkeit mit schlimmeren Institutionen zum Alptraum geraten. Der Film „Einer flog übers Kuckucksnest“ (in der Regie von Milos Forman, 1975) führt uns Oberschwester Mildred Ratched (gespielt von Louise Fletcher) vor, deren Boshaftigkeit jedes Heilungsversprechen ins Gegenteil verkehrt. Die Institutionen, ihre Prozesse, die verwendeten Gerätschaften gewinnen letztlich ihre „Aussagekraft“ allein durch die sie repräsentierenden Agenten. Sie können, wie Oberschwester Ratched, im Extremfall eine Heilanstalt zum Foltergefängnis werden lassen. Die strukturellen Gleichartigkeiten an sich sind schon verstörend genug und wir denken zu wenig über die Affekt- und Phantasiegeladenheit des Kontextes und seines Vermittlungsbedarfes nach. Der Vermittlungsbedarf wird, wie die Überlegungen zur Rationalisierung und Standardisierung der Prozessabläufe darlegte, zunehmend größer,

insbesondere dann, wenn er die Narrative liefern müsste, die die intendierten Handlungsziele (also einer Behandlung) mit den Mitwirkungsmöglichkeiten der „Kunden“ – richtiger im Sinne von zutreffender wäre: der Patienten modulieren sollte. Der Patient muss zu seiner Erkrankung ein Verhältnis finden, damit er sie zu seinem Teil wandeln kann. Ohne einen solchen Wandel wird sie ihm fremd, äußerlich und als bloße Unterbrechung von Normalität erscheinen. Daraus erwächst eine Phantasiegeladenheit, die häufig von der Medizin befördert wird: Man operiert oder therapiert das Störende einfach weg. Doch wie bei der Katastrophe ist auch dies nur Fiktion – und jenen, die ihr glauben, entgeht das Wesentliche: Dass das Transformatorische zu erkennen und zu akzeptieren ist, um fähig zu werden, den Plan ändern zu können.

Darauf käme es an: Bereit zu sein, jederzeit den Plan zu ändern, weil man fähig geworden ist, die Triebkräfte des Transformatorischen erkennen und akzeptieren zu können, vor allem dort, wo sie rapider und radikaler verlaufen als das eigene Kontrollvermögen.

Literatur

Delumeau, Jean: Angst im Abendland. In: Beck J et al. (Hrsg.): Die Geschichte kollektiver Ängste im Europa des 14. bis 18. Jahrhunderts. 2 Bde. Reinbek b. Hamburg: Rowohlt; 1985

Elias, Norbert: Über den Prozess der Zivilisation. 2 Bände. Basel: Verlag Haus zum Falken, 1939 (Neuaufgabe Suhrkamp 1969)

Elias, Norbert: Die Fischer im Mahlstrom. In: Elias, Norbert (Hrsg.): Engagement und Distanzierung. Arbeiten zur Wissenssoziologie I. Frankfurt / M.: Suhrkamp; 1987: 73 – 183

Foucault, Michel: Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Frankfurt/Main: Suhrkamp 1976

Foucault, Michel: Die Geburt der Klinik: eine Archäologie des ärztlichen Blicks. Frankfurt/Main: Fischer 1973

Freud, Anna: Die Schriften der Anna Freud. Werkausgabe Bd. III. Frankfurt/Main: Fischer 1987

Glueck, Sheldon/Glueck, Eleanor: Toward a Topology of Juvenile Offenders: Implications for Therapy and Prevention, New York: Grune & Stratton 1970

Laub, John H./Sampson, Robert J.: Shared Beginnings, Divergent Lives. Delinquent Boys to Age 70. Cambridge, Mass.: Harvard University Press 2006

Mead, George Herbert: Geist, Identität und Gesellschaft, Suhrkamp, Frankfurt/Main: Suhrkamp 1968

Ornish, Dean/ Lin J, Daubenmier J, Weidner G, Epel E, Kemp C, Marlin R, Yglecias L, Carroll P, Blackburn E. Increased telomerase activity and comprehensive lifestyle changes: a pilot study. Lancet Oncology, 2008; Sept 15

Ornish D, Magbanua MJ, Weidner G, Weinberg V, Kemp C, Green C, Mattie MD, Marlin R, Simko J, Shinohara K, Haqq CM, Carroll PR. Changes in prostate gene expression in men undergoing an intensive nutrition and lifestyle intervention. *Proceedings of the National Academy of Sciences*, 2008; 105(24):8369-74

Ungerer D./Morgenroth U.: Analyse des menschlichen Fehlverhaltens in Gefahrensituationen. *Zivilschutzforschung Neue Folge*. Bd. 43. Schriftenreihe der Schutzkommission beim Bundesminister des Innern. Bonn: Druckhaus Dresden; 2001

Werner, Emmy E./Bierman, Jessie M./French, Fern E.: *The Children from Kauai. A longitudinal study from the prenatal period to age ten*. Honolulu: University of Hawaii Press 1971